

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (2015)
Heft: 1

Artikel: Jugenderinnerungen an die Berglandwirtschaft vor und zu Beginn des Zweiten Weltkriegs : der Frühling
Autor: Gees, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-513620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jugenderinnerungen an die Berglandwirtschaft vor und zu Beginn des Zweiten Weltkriegs – der Frühling

Werner Gees

In vier Folgen wird im diesjährigen Bündner Monatsblatt der Ablauf eines bäuerlichen Arbeitsjahres vor und zu Beginn des Zweiten Weltkriegs aus der Perspektive eines damals zehn Jahre alten Bauernbuben beschrieben. Den Auftakt in dieser Nummer bilden die landwirtschaftlichen Tätigkeiten im Frühling. Schauplatz ist das Walserdorf Wiesen im Landwassertal und seine nähere Umgebung.

In Wiesen zieht der Frühling in der ersten Hälfte März ein. Von Mitte März an durfte man die Ziegen und Schafe auf die Wiesen hinaus lassen. Denen schmeckte das frische Grün. Diese Gemeinazung in den Wiesen dauerte bis Ende April. Danach gingen die Schafe und die Ziegen auf die Allmein und mussten gehütet werden. Eine der ersten Frühlingsarbeiten war das Führen der Äcker. Man musste zuunterst im Acker eine Furche ausgraben und diese Erde zuoberst in den Acker hinaufbefördern. Etwa zwei Meter oberhalb des Ackers installierte man einen einfachen Flaschenzug. Zwei Karretten wurden am Flaschenzug befestigt, die eine oben, die andere zuunterst im Acker. Diese Karrette füllte man mit Erde. Der eine Mann zog diese Karrette nach oben, der andere gleichzeitig die leere Karrette nach unten, um seinem Kollegen beim Ziehen zu helfen. Zuoberst leerte man die Erde auf kleine Haufen entlang des ganzen Ackers. Auf diese Weise hatte man oben im Acker wieder genügend Erde. Je steiler der Acker, desto strenger die Arbeit. Wir Kinder mussten dem abwärts ziehenden Mann am Seil ziehen helfen. Bei dieser Arbeit wurden die Männer rechtschaffen müde. Die Arbeit dauerte so lange, bis alle Äcker gefuhrt waren.

Anpflanzen der Äcker

Das war die Hauptarbeit im Frühling. Wir begannen damit etwa Ende April, je nach Fortschritt der Vegetation. Die Arbeit dauerte je nach Anzahl der Äcker, die man zu bepflanzen hatte, zwei bis drei Wochen. Für diese Arbeit, das «Bauen», taten wir uns mit dem Eni und Andreas Bernhard in der *Ussergassa* zusammen.

Man brauchte für diese Arbeit zwei Zugtiere, Rinder oder Ochsen. Es brauchte auch eine ganze Anzahl Leute für die verschiedenen Arbeiten. Eines Morgens holten wir eine Meni (Zugtier) aus dem Stall, spannten sie in den Leiterwagen und beluden diesen mit dem Pflug und allen Werkzeugen, die wir brauchten, wie Hacken und Kräuel. Auf den zweiten Wagen kamen die Saatkartoffeln, das Saatgetreide und der Rucksack mit dem Znüni. Zuletzt setzten wir uns auf eines der Fuder, und es konnte losgehen. Heute gehen wir hinunter in die *Gadenstatt*, wo wir zwei Äcker anpflanzen müssen. Wir nehmen den Pflug und alles Werkzeug von den Wagen und stellen uns für die Arbeiten auf. Die beiden Zugtiere werden vor den Pflug gespannt. Es ist ein sogenannter Schwingpflug, der nach jeder Länge gekehrt werden muss. Ein grösserer Knabe stellt sich vor die beiden Tiere. Er bekommt eine kleine Rute oder Peitsche in die Hand, um die Tiere anzutreiben. Der Bauer, dem der Acker gehört, stellt sich hinter den Pflug zwischen die beiden Holmen. Er muss darauf achten, dass der Pflug schön geradeaus geht und eine schöne Furche abschneidet. Wenn diese zu breit ist, mögen die beiden Meninen den Pflug nicht ziehen. Dieser geht nicht allzu tief. Die erste Furche füllt den Graben auf, der beim Fahren entstanden ist.

Auch der Knabe vor den Zugtieren hat eine wichtige Aufgabe. Er muss «fürgan», die übrigen Leute verteilen sich entlang der ganzen Furche. Sie müssen mit der Hacke die Knollen zerschlagen und das Unkraut herauslesen. So ziehen wir Furche um Furche. Nachdem etwa der halbe Acker gepflügt ist, geht der Eni von der Furche weg und nimmt eine breitere Hacke zur Hand. Er beginnt auf der einen Hälfte des Ackers Kartoffeln zu stecken. Er fängt damit zuunterst im Acker an. Er gräbt Loch neben Loch, immer im gleichen Abstand. Ich leere von den mitgebrachten Kartoffeln in einen Korb und lege in jedes Loch eine Kartoffel. Wenn der Eni die Löcher in der oberen Reihe macht, deckt er die untere Reihe mit dieser Erde zu. Grosse Kartoffeln schneidet er mit dem Sackmesser entzwei, so dass es in jeder Hälfte Augen hat. Unterdessen ist der ganze Acker gepflügt. Die beiden Zugtiere ruhen sich neben dem Acker aus und fressen vom jungen Gas. Auch die Leute haben die Znünipause verdient. Sie setzen sich neben dem gepflügten Acker nieder. Mama holt den Rucksack und packt die mitgebrachten Sachen aus. Nach getaner Arbeit schmeckt der Znüni besonders gut. Für mich ist es ein besonderes Erlebnis, mit den andern Familien, mit denen man sonst nicht beisammen ist, Znüni zu essen. Nach dem Znüni geht die Arbeit weiter. Der zweite Acker kommt an die Reihe. Die beiden Meninen sind schon besser gewöhnt,

nebeneinander herzugehen. Ein anderer Mann ist am Pflug. Papa sät nun auf der zweiten Hälfte des gepflügten Ackers die Gerste. Sie ist in einem Sack, den er unter dem linken Arm trägt. Mit der rechten Hand nimmt er eine Hand voll Körner um die andere aus dem Sack und streut sie gleichmässig und mit leichtem Schwung in die frisch gepflügte Erde. Diese Arbeit hat etwas Besonderes und ist immer wieder von Malern und Schriftstellern festgehalten worden: das Übergeben der Saat an die Erde. Nach dem Säen kommen noch einmal zwei Frauen in den Acker und überblicken die Körner mit dem Kräuel, damit sie in der Erde besser fassen können. Damit ist dieser Acker fertig angepflanzt.

Kartoffeln und Gerste können wachsen und Frucht bringen. Die Bauern wissen, dass das Gedeihen vor allem vom Wetter abhängt. Ob es einen ertragreichen Sommer gibt, liegt nicht in ihrer Hand. Meine Schwester erzählte mir letzthin von einem Brauch, den ich vergessen hatte. Wenn wir einen Acker fertig angepflanzt hatten, setzten wir uns für eine Weile oben hin und betrachteten unser Werk, wie wenn wir den Acker in andere Hände legen wollten, die für das Gedeihen sorgten.

Wir laden alle Werkzeuge und Geräte auf die Wagen und fahren mit dem Fuder hinüber ins *Büdemje*. Dort haben wir auch einen Acker, der am Nachmittag dran kommt. Vorerst gehen wir nach Hause zum Mittagessen. Über den Mittag können sich auch die beiden Zugtiere von der Arbeit erholen. Wir arbeiten die ganze Woche, und bis Samstag sind schon etliche der meist kleinen Äcker angepflanzt. Unser Partner Andreas hat einen ganz steilen Acker in der *Rüfi*. Dort können wir mit den Meninen nicht hinkommen zum Pflügen. Wir müssen die Erde mit der Hacke umkehren. Das Pflügen ist eine intensive Arbeitszeit, und wir sind ein wenig stolz, wenn der letzte Acker angepflanzt ist und wir den Pflug für ein Jahr versorgen können. Schneller geht das Pflügen für Bauern, die ein Pferd haben. Wenn sich zwei zusammentun, haben sie zwei Pferde zum Pflügen.

Ganz sich selber überlassen konnte man die Kartoffeläcker während des Sommers nicht. Noch bevor die Kartoffelpflanzen aus dem Boden hervorkamen, musste man sie mit der Haue überblicken. Wenn man die Reihen der jungen Pflanzen schon gut sah, wurden sie gestört. Mit beiden Arbeiten verhinderte man das Aufkommen von Unkraut. Kurz vor Beginn der Heuernte wurden die Reihen gehäufelt und zwar quer von rechts nach links und umgekehrt. Da sich unsere Äcker an mehr oder weniger steilen Orten befanden, musste man das so machen, um den Regen in den Reihen aufzuhalten. Das war meistens Frauenarbeit.

Getreideanbau während des Zweiten Weltkriegs

Während des Zweiten Weltkriegs, als man auch in den Berggebieten immer mehr offenes Ackerland bearbeiten musste, war das Pflügen mit den Meninen fast nicht mehr möglich. Bestehende Äcker wurden vergrößert und Wiesen zu Äckern umgepflügt. Das brauchte zwei Pferdestärken. Unser Partner Andreas Bernhard hatte ein Pferd angeschafft. Auf der andern Seite des Pfluges spannten wir einen Ochsen oder eine Kuh ein und pflügten auf diese Weise. Manchmal konnten wir ein Pferd für ein, zwei Tage mieten. Aber die Tiere waren um diese Zeit voll ausgelastet. Wir wurden in jenen Jahren wieder weitgehend zu Selbstversorgern. Das brachte auch Mehrarbeit, Papa und viele andere Männer aus dem Dorf waren oft im Militärdienst. Ich war bis Mitte Mai in der Sekundarschule, und bis dann war das Anpflanzen vorbei. In diesen Jahren pflanzten wir auch Sommerweizen und Hafer an bis auf 1400 Meter Höhe. Dank milder Sommer gedieh auch der Weizen gut und war Ende September schnittreif. Wir schnitten den Weizen mit der Sichel und banden ihn zu Garben zusammen. Diese stellten wir auf dem Acker zu Puppen auf. So konnte der Weizen noch ganz ausreifen. Dann brachte man ihn bis zum Dreschen auf einen luftdurchlässigen Speicher.

Ich erinnere mich, wie ich einmal einen Sack Hafer auf den Schlitten lud und mit dieser Fuhre auf den Bahnhof hinunter fuhr. Der Hafer wurde mit der Bahn in die Hafermühle nach Lützelflüh transportiert und dort zu Flocken verarbeitet. Nach etwa zwei Wochen kam ein Sack Haferflocken zurück, und nun gab es den ganzen Winter über viel Hafermus zum Frühstück, damit wir satt wurden. Hier ist noch nachzuholen: Im April 1939 wurde unsere Schwester Agatha geboren. Wir liebten unsere kleine Schwester. Für Mama bedeutete das zusätzliche Arbeit in unserem einfach eingerichteten Haus mit einem Kochherd ohne Wasserschiff und dem alten Steinofen in der Stube. Kritisch wurde es für Mama, als am 1. September 1939 der Krieg begann und Papa immer wieder für längere oder kürzere Zeit im Militärdienst weilte. Wie das daheim ging, kann man sich heute kaum mehr vorstellen. Erst 1943 bekamen wir einen neuen Kochherd mit Backofen und Wasserschiff. Kurze Zeit später wurde in der Stube der alte Steinofen durch einen Kachelofen ersetzt. Das bedeutete ein bisschen mehr Komfort für Mama, aber das Wasser mussten wir immer noch beim Brunnen holen. Wirtschaftlich verbesserte sich die Lage der Bauern während des Krieges. Rinder und Schlachtkälber konnten zu einem höheren Verkaufspreis abgesetzt werden. Auch der

Milchpreis stieg. Die Kartoffeln erzielten einen höheren Verkaufspreis. Wir pflanzten viel mehr Kartoffeln an, als wir für unsern Haushalt brauchten. Wir hatten in Davos unsere Kartoffelkunden und zwar schon vor dem Krieg. Diese nahmen uns unsere Kartoffeln noch so gerne ab, sackweise. Wir verkauften die grossen, schönen. Die kleineren behielten wir für uns und als Saatkartoffeln. Die ganz kleinen bekamen die Schweine. An einem kalten Oktobermorgen liehen wir von einem Nachbarn das Pferd. Auf den Wagen kam ein grosses Fuder Kartoffeln. Wir setzten uns oben drauf und fuhren nach Davos. Dort verteilten wir die von unsern Kunden bestellten Kartoffeln. In einem Bahnwagen hatten wir nochmals ein Fuder. Wir luden die Kartoffeln auf den inzwischen leer gewordenen Wagen und verteilten sie an weitere Kartoffelkunden.

Arbeiten zwischen Anpflanzen der Äcker und Heuet

Nachdem alle Äcker angepflanzt waren, wendeten sich die Frauen ihrem Hausgarten zu. Dort waren der alte Kirsch- und der Zwetschgenbaum zu neuem Leben erwacht. Sie standen beide in voller, weisser Blütenpracht. Ob sie im Spätsommer auch Früchte trugen, war nicht sicher. Mama pflanzte in ihrem Garten Salat, Radiesli, Kohlräbli und Spinat, später Blumenkohl, Rüebli, Bohnen und Randen. Das waren etwa die häufigsten Gemüsesorten, die wir pflanzten. Auch die Johannisbeer- und die Holundersträucher hatten schon geblüht und setzten Beeren an.

Während dieser Zeit waren die Männer mit den Zäunen beschäftigt. Rund um das Wies- und Ackerland herum war fast überall Weideland. Dort weidete vor der Alpfahrt einige Wochen lang das Vieh. Wenn man verhindern wollte, dass es auf den Wiesen weidete, musste man die Zäune in Ordnung bringen. Diese hatten im Winter unter der Schneelast und da und dort auch unter Steinschlag gelitten. Die Bauern mussten gebrochene Zaunlatten ersetzen und andere neu einziehen. Da und dort musste man auch eine morsch gewordene Stud ersetzen. Die gleiche Arbeit fiel später auch auf der Alp an, wo man die Alpwiesen vor den weidenden Kühen schützen musste. Elektrische Zäune gab es in jenen Jahren noch keine. Wir Kinder nahmen einen Kessel und mussten die ansteigenden Wiesen «rumen», das heisst, heruntergerollte Steine zusammenlesen und den Kessel neben der Wiese auf einem Steinhaufen ausleeren.

Das Gemeindewerk

Einige Tage, bevor die Bauern das Vieh auf die Weide lassen konnten, war das Gemeindewerk. Der zeitliche Umfang des Gemeindewerks richtete sich nach der Anzahl Tiere, die jeder Bauer hatte. Der Dorfmeister setzte das Gemeindewerk an und war dafür besorgt, dass alle Bauern ihre Pflicht erfüllten. Am Gemeindewerk teilnehmen konnten alle Männer und Frauen und Jugendliche ab dem 14. Altersjahr. Neben dem richtigen Werkzeug nahm man auch den Rucksack mit dem Zmittag mit. Eine Hauptaufgabe war an diesem Tag das Reinigen der Weidegebiete. Die vielen Lärchengräzen musste man zusammenrechnen und bei den Bäumen auf Haufen schichten. Andere flickten Treien an kritischen Stellen, wieder andere die Weidebrunnen. Manche waren vom Schneedruck verschoben worden; alte, morsche mussten gar ersetzt werden. An vielen Orten musste man Zäune flicken. Wobei das Ausbessern der Zäune zwischen Privateigentum und Weide Sache des Besitzers war. Am Mittag taten sich kleine Gruppen zum Essen zusammen. Man traf Verwandte, die man schon längere Zeit nicht mehr gesehen hatte. *Ussergässliger* trafen sich mit *Obergässliger*, die von der *Gruoba* mit solchen von der *Schmitta*. Da gab es einiges zu erzählen. Telefon hatten die meisten noch keines, über das man sich hätte austauschen können.

Gemeindewerk auf der Alp

Etwas später folgte das Gemeindewerk auf der Alp. Eine Frauengruppe musste die Sennhütte putzen. Im Laufe eines Jahres hatte sich allerlei Schmutz und viel Staub angesammelt. Die Betten mussten gelüftet und die Strohsäcke mit frischem Stroh gefüllt werden. Andere sammelten auf dem Stafel Steine und Zweige zusammen. Die weit grössere Arbeit war es, hinein ins *Täli*, hinauf aufs obere *Rüggje* und von der *Gruoba* her aufs *Rüggje* die Treien auszubessern und wo nötig die Brunnen zu flicken. Vor allem die Treien über die *Böschi* hinein waren an vielen Stellen abgerutscht. Elektrische Zäune aufstellen konnte man erst in späteren Jahren. Die Zäune rund um die Alpwiesen zu flicken war Sache der Eigentümer. Nun konnte das Vieh kommen, sobald die Weide genug gewachsen war. Im Jahr 1939 wurde die Sennhütte auf *Marträel* gebaut und von da an als Obersäss genutzt. Die dortigen Mäder hatte man schon früher zu Weideland gemacht. Auf der Höhe der Sennhütte musste man auf einer gewissen Länge zwi-

schen Mädern und Weideland einen Zaun errichten. Zu diesem Zaun musste jeder Bauer eine Stud und zwei Latten beitragen und auch hinauftragen, denn dort oben gab es kein Holz.

Die Hüterbuben als Rodhirten

Ende Mai liess man in Wiesen das Vieh auf die Weide. Die Kühe hatten ihre Weidegebiete vor allem unterhalb des Dorfes bis hinunter zur *Gadenstatt*, hinaus unters *Rütland* und von der *Schmitta* hinter dem *Boden*. Viele dieser Gebiete sind heute dicht bewaldet. Das Galtvieh ging aufwärts, von den *Chrüzen* bis hinaus zum *Bildje*, hinauf in die *Rüchi* und hinein bis auf die *Histen*. Die andere Tour führte hinter dem Dorf vom *Bachbüdeli* bis hinein in den *Steigwald*, ein grosses Gebiet. Das brauchte Hirten. Jeden Tag waren etwa sechs Hirten mit den Tieren unterwegs, drei mit den Kühen und drei mit dem Galtvieh. Die Bauern mussten für jedes Tier, das sie auf die Weide liessen, einen Tag hüten. Sie hatten nicht immer Zeit zum Hüten. Da stellten sie uns Knaben für diese Aufgabe an. Man musste zwölf Jahre alt sein, um diese Aufgabe ausführen zu dürfen. Mädchen wurden nie angestellt. Ich hütete für meine weitverzweigte Verwandtschaft abwechselungsweise die Kühe und das Galtvieh und war so fast ausgelastet. Am Morgen mussten sich die Tageshirten über den Weidgang absprechen. Dann sammelten sie im Dorf ihre Herde aus den einzelnen Ställen und trieben sie auf die Weide. Unsere Ausrüstung bestand aus Hut und Mantel, einem Rucksack mit der Verpflegung, die wir von dem Bauern bekamen, für den wir hüteten, und einem Hirtenstock. Die Herde, das waren etwa 50 Kühe oder 60 Stück Galtvieh von damals 23 Bauern. Wir hatten die letzte Nummer, die 23. Wir trieben die Kühe auf der Landstrasse hinunter bis aufs *Rüfiegg* und dort auf die Weide. Wir mussten die Tiere einigermaßen beisammen behalten und den Weg vorgeben, den wir gehen wollten. Ein oder zweimal am Tag mussten wir bei einem Weidebrunnen vorbei kommen. Wir vertrieben uns die Zeit mit mancherlei Spielen. Bei schlechtem Wetter zündeten wir manchmal unter einem Baum ein Feuer an, um uns zu wärmen. Wir wussten, was zu tun war, wenn wir einen solchen Brandplatz verliessen. Am Abend trieben wir unsere Tiere wieder ins Dorf zurück, wo sie die Besitzer in Empfang nahmen. Wir gingen noch zu dem Bauern, für den wir gehütet hatten, zum Nachtessen. Auf diese Weise bekamen wir Einblick in die verschiedenen Bauernküchen des Dorfes und die Essgewohnheiten. Zuletzt bekamen

wir noch den Taglohn in Form eines Zweifränklers. Diese Zweifränkler sammelten wir und schauten, wie hoch sie am Schluss aufgestapelt waren.

Ein Ereignis aus dieser Hütezeit möchte ich hier noch anfügen. Es war kurz vor der Alpfahrt. Mein Kollege und ich waren mit dem Galtvieh in der Gegend von *Heinisch Alp* und der *Alp Platsch*. Zwischen diesen beiden Gebieten ist ein tiefes Tobel, das im Frühsommer noch teilweise von Lawinenresten bedeckt war. Dieses Tobel mussten wir mit unserer Herde überqueren, um auf den Lagerplatz für die Nacht zu kommen. Plötzlich brach ein Rind auf der Lawine ein und verschwand im Tobel. Es konnte sich nicht mehr herausarbeiten. Wir konnten ihm auch nicht helfen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als im Dorf unten Hilfe zu holen. Mein Kollege eilte ins etwa eine Stunde entfernte Dorf, um Hilfe zu holen. Ich trieb unterdessen die Herde alleine über das Tobel hinüber in ihr Nachtquartier, keine einfache Aufgabe. Nach längerer Zeit kamen die Retter mit Schaufeln auf der Unfallstelle an. In diesem Moment unternahm das Tier nochmals einen verzweifelten Versuch, aus seiner misslichen Lage herauszukommen und es gelang. Das Tier stand unverletzt neben dem Tobel und kam an anderer Stelle zur Herde zurück. Die Retter, die vergeblich den weiten Weg heraufgekommen waren, hatten nicht die beste Laune. Hauptsache, das Tier war gerettet. So nahm dieser Tag doch noch ein gutes Ende. Mit der Alpfahrt war die Hütezeit für uns vorbei.

Werner Gees hat sich in verschiedenen Publikationen mit der Besiedelung der Landschaft Davos und insbesondere mit seiner Herkunftsgemeinde, der Walsersiedlung Wiesen (heute als Fraktion zu Davos zugehörig) beschäftigt. Seine Erinnerungen über die Arbeitsmethoden vor der Mechanisierung in der Landwirtschaft werden Ende 2015 in Buchform erscheinen.

Adresse des Autors: Werner Gees, Rehweidstrasse 6, 8590 Romanshorn

Waldschulzimmer und Waldhütte – die «Academia Vivian» in Curaglia/Medel

Marco Guetg

Von Curaglia aus führt die Strasse hinauf zum Ziel vorerst einmal hinunter an den Rein da Medel. Von dort spiralt sie sich dem Weiler Mutschnengia entgegen, windet sich weiter den Hang hoch, vorbei an den Maiensässen von Stagias, bis sie wenig später auf einem Berg Rücken abflacht. Dort, auf 1600 m ü. M. und nur wenige Fussminuten abseits der Alpstrasse, steht in einer Waldlichtung die «Academia Vivian», ein länglicher Holzbau, der seit dem Sommer 2014 in diesem baulichen Niemandsland einen architektonischen Akzent setzt und künftig auch inhaltlich Strahlkraft entwickeln soll.

Selbstverständlich können die knapp vierhundert Höhenmeter von Curaglia aus auch zu Fuss bewältigt werden. Wir taten es. Notgedrungen. Denn unsere Besichtigung fand an einem Januartag statt, die Landschaft war wattig weiss und in dichten Nebel gehüllt. Zum Glück hatte irgendjemand bereits Zeichen zu unserem Ziel gesetzt. Ein grüner Pfeil führte uns bei der Abzweigung oberhalb Stagias



Alle Fotos in diesem Beitrag: Ralph Feiner, Malans.

Die «Academia Vivian» auf 1600 m ü. M.



durch die Nebelwand in die richtige Richtung.

Eingangsfront.

Die «Academia Vivian» nimmt Bezug auf den Orkan Vivian, der im Februar 1990 durch Teile der Schweiz fegte und auch in der Surselva seine Spuren hinterlassen hat. Hundert Hektaren Wald wurden vom Sturm gefällt. Die Schadenmenge: rund 200 000 Kubikmeter. Dem Dorf Curaglia wurden Teile seines Schutzwaldes weggefeht, der in der Folge über die Jahre wieder aufgebaut werden musste.

Für ihr Wiederherstellungsprojekt erhielten die Revierforstämter der Region den Alpinen Schutzwaldpreis. Dieses Lob aus der Ferne war 2009 und die Geburt einer Idee. In der Sturmfläche unweit des Punktes, dort, wo sich die Grenzlinien der Gemeinden Disentis, Tujetsch und Medel berühren, soll ein kleines Bildungszentrum zu den Themen Wald, Wild und Natur entstehen mit einem speziellen Fokus auf die Schutzwaldpflege. Drei Jahre später lancierten die Gemeinden der Cadi zusammen mit dem kantonalen Amt für Wald und Naturgefahren einen Architekturwettbewerb, den das Büro Gujan und Pally aus Igis und Curaglia gewann.

Die «Academia Vivian» ist eine Forstbaute, kein Hotel. Deshalb träumte das Architekten-Duo auch keine Sekunde von einem architektonischen Axtschlag in dieser Sturmbrache, dachte weder an ein Gebäude mit Rundumblick noch an ein städtebaulich mar-



Ein Schindelschirm überzieht die Längsfronten.

kantes Element. Ihr Entwurf ist eine sanfte Intervention an einer ökologisch sensiblen Stelle. «Der bebaute Ort», sagt Architektin Marlene Gujan, «soll weiterhin jene Ruhe ausstrahlen dürfen, die er hat. Uns schwebte deshalb ein Objekt als Rückzugsort vor, in dem sich der Besucher bewusst wird, dass er sich in der Natur aufhält und nicht in einem Denkmal».

Die Funktion dieses Waldschulzimmers manifestiert sich in seiner Form. Im Nebellicht erblicken wir die Kontur des Baukörpers. Er



ist schmal und trichterförmig und erinnert an einen liegenden Baumstamm. An den Frontseiten ist das Gebäude offen. Die Hangseite gibt den Blick frei in den vom Sturm verschonten Wald, die Talseite öffnet sich hin zur Welt, während sich an den Seitenwänden kleine Fenster symmetrisch reihen. Beim Blick durch diese Schar-

ten liegt der Fokus auf dem Nahen, auf der Flora und Fauna. Das Waldschulzimmer kann bis zu vierzig Personen beherbergen; es enthält eine Küche und zwei Toiletten. Das Abwasser wird in drei Tanks à 3500 Liter gesammelt und nach Bedarf in ein Jauchefass gepumpt und als Dünger verwendet. Geheizt werden die Räume über einen multifunktionalen Specksteinofen mit Ventilation. Die restliche Energie wird über vier Solarpanels geliefert. Das Konstruktionsholz, sämtliche Balken, Bretter und Schindeln wie auch das Täfer, stammen aus den sechs Gemeinden der Cadi. Das macht 98 Prozent des verwendeten Materials aus, das auch vor Ort verarbeitet wurde. Die Fichten wurden an die ortseigene Sägerei der Gemeinde Medel geliefert und zu Balken und Brettern geschnitten, diese wiederum wurden in Trun für die Täfer profiliert. Das Skelett des Objektes, die Böden, Wände und das Dach, wurde mit einem Gattersystem konstruiert, bestehend aus 12 auf 12 Zentimeter dicken Balken. Zusammengehalten werden sie von

Blick ins Innere und nach aussen.

Holzdübeln; rund 2800 Stück sind in die Balken geschlagen, unverleimt. Die Schindeln schliesslich haben Forstwartlehrlinge unter Anleitung des pensionierten Schindelbauers Venanzi Flepp aus Curaglia hergestellt und dabei von seinem Wissen profitiert. Schindeln, hat Flepp seine Schützlinge gelehrt, sind dann besonders nachhaltig, wenn sie von einem Baum stammen, der aus jener Höhe kommt, wo das geschindelte Objekt künftig stehen wird. Die gezielte regionale Wertschöpfung hatte auch einen didaktischen Hintergedanken: Dem an sich Export-orientierten Holzgewerbe wird über die «Academia» gezeigt, was mit einheimischem Rohstoff auch möglich ist.

Das verwendete Holz in der «Academia» entspricht dem Verhältnis ihres Vorkommens in der Region. Mit neunzig Prozent den grössten Anteil hat die Fichte. Die Fenster sind aus Lärche gezimmert, während für die Nischen das edlere Arvenholz verwendet wurde. Wer sich im Innern dieses Baumstammes bewegt, erhält somit auch Anschauungsunterricht in Holzbeschaffenheit.

Die «Academia Vivian» steht. Jetzt muss sie genutzt werden. Dies soll professionell geschehen. Zu diesem Zwecke wird ein Nutzungskonzept ausgearbeitet. Die Infrastruktur für eine multiple Verwendung wäre vorhanden: eine Feuerstelle, Küche und Toiletten, ein grosszügiger Raum mit Tisch und Stühlen, ein Beamer samt Leinwand, Flipchart und eine Tafel. Es werden Arbeitsblätter aufliegen. Auch sind den Wald thematisierende Unterrichtsvorschläge und andere Hilfsmittel fester Bestandteil der Ausstattung wie auch Holzmustersammlungen, Herbarien, Tierpräparate. Das Ziel: Hier, auf 1600 m ü. M., Einheimischen und auswärtigen Schulen ein Unterrichtslokal und Unterrichtsmaterialien zur Verfügung stellen. Aber auch Firmen und Vereinen oder Privatpersonen – zur Weiterbildung, oder um an diesem idyllischen Ort einfach mal ein Fest zu feiern. Dieses Waldschulzimmer ist ja auch eine Waldhütte.

Weitere Informationen zum Bau unter: www.academiavivian.ch

Autorenzeile: Marco Guetg ist Kulturjournalist.

Adresse des Autors: Marco Guetg, Möhrlistrasse 91, 8006 Zürich